

Geschichten aus der Stadtmühle [Fortsetzung]

Autor(en): **Häny, Ruedi**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Aarauener Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **75 (2001)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-558889>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Geschichten aus der Stadtmühle

2. Teil*

Auch Mäuse und Ratten waren ein Thema

Beim Niederschreiben meiner Jugenderinnerungen aus der Stadtmühle tauchten laufend neue Begebenheiten aus dem Umfeld der Mühle auf.

Weiß heute noch jemand, dass periodisch, vielleicht alle zwei Jahre, die Mühle vergast wurde, um der Mäuse- und Rattenplage Herr zu werden? Wenn die «Vergaser» kamen und sämtliche Fensterscheiben, Schlüssellöcher, Kamine und anderes mehr mit Klebebändern abdichteten, war das für mich eine willkommene Abwechslung. Wir mussten dann die Bündel schnüren und verbrachten die Vergasungsperiode am «Alpenzeiger» in der «Müli-Villa» von Papa Eberle. Diese Vorzugsbehandlung verdankten wir dem Umstand, dass meine Mutter mit Berti Eberle, des Müllers Tochter, aufwuchs, mit der sie eng befreundet war.

Die Freundschaft dauerte ein Leben lang, auch dann, als «Tante Berti» durch Heirat in die Berner Adelskreise Karriere machte: «eine von Graffenried» – und ihre Tochter Madeleine als Botschaftersgattin «eine von Fischer».

In der prächtig gelegenen Villa am «Alpenzeiger» gefiel es mir so gut, dass ich nur ungern wieder zurück in die Stadt zog. Doch das Wiedersehen mit all meinen Freunden

entschädigte mich für den Abschied von dieser andern Welt.

Eine große Narbe über dem Handrücken, die ich mir mit dem scharfen Rebmesser im Treibhaus von Herrschaftsgärtner Bärtschi zuzog, erinnert mich noch stets an diese Episode oben am Berg.

Fischers Fritz

Gehen meine Gedanken zurück ins Stadthöfli, dann sehe ich einen besonderen Mann vor mir, von dessen schwerem Schicksal meine Mutter erzählte. Fritz Fischer war als kleiner Bub auf schreckliche Weise verunfallt. Er begleitete seinen Vater eines Tages zur Arbeit im EWA am Kanal. Beim Spiel mit einem kleinen Ball verlor sich dieser im gefährlichen Innern des Kraftwerks. Der kleine Fischer suchte diesen und kroch dabei unter die Armaturen im Hochspannungssektor. Dabei berührten seine Händchen Strom führende Leiter von einigen tausend Volt. Durch den gewaltigen Stromstoß wurde der Kleine im Brust- und Armbereich übel verbrannt, doch er überlebte.

Die Ärzte operierten im Verlauf seiner Jugendzeit die nicht heilenden Wunden der Arme, zuletzt bis hinauf zu beiden Achseln.

Vom Küchenfenster unserer Wohnung aus konnte ich später den jungen Mann sehen, wie er im Estrich seines Hauses Brennholz

* Der erste Teil dieser Geschichten erschien in den *Aarauer Neujahrsblättern 2000*, Seiten 6–28.

herrichtete und die Schwemmhölzer aus dem Kanal zersägte, indem er die Säge mit den Zähnen hielt und führte.

Eines Tages begegneten wir unserem Nachbar in den Geren. Es war Winter, Schnee lag zu Hauf. Fritz Fischer war sportlich gekleidet und entledigte sich geschickt seiner langen Telemarkskis, die er an einer Rollladengurte über der Achsel hierher getragen hatte.

Er wollte keine Hilfe für die übrigen Startvorbereitungen.

Als Bindung benutzte er ein «fremdländisches» Modell. Es wurde seinerzeit von einem österreichischen Kaiserjäger namens Betschen erfunden. Der abgekantete Skischuh war vorn an der Sohle mit einem flachen Haken aus Stahlblech versehen. Vor der Backe saß ein Federstrammer, ein dem Bierflaschenverschluss ähnlicher Mechanismus. Unter Zuhilfenahme der Schuhspitzen konnte der Schuh in einer Art «Salomon»-Bindung fixiert werden.

Soll ich noch hinzufügen, dass ich seit Fischers Skidemonstration nie mehr einen eleganteren Telemarkskiläufer gesehen habe.

Mein Vater glaubte, dass Fritz Fischer diesen Sport in der Höhenklinik Davos gelernt hätte, wo er sich von den vielen Operationen erholen musste.

Später heiratete Fritz Fischer und gründete eine Familie.

Seine tapfere Frau half tatkräftig mit, eine Existenz aufzubauen.

Die Müller hatten einen gesunden Schlaf

Soll ich noch vom Kaminbrand im Müllerszimmer berichten? Die Müller schliefen in einer kalten Winternacht auf Pikett. Sie hatten den Ofen so stark eingeheizt, dass der Raum Feuer fing. Mein Vater, als Mann vom Rettungskorps, war jetzt im Element. Die Mutter hingegen verlor wegen dem starken Rauch im oberen Stockwerk die Nerven und suchte kopflos die Kleider: «Hermi, i finde mi Büstehalter niene», jammerte sie. Der Vater schrie sie an: «Vergiss doch de Seich.»

Der Brand war bald einmal gelöscht. Anderntags erinnerte nur noch der penetrante Rauchgeruch an den nächtlichen Spuk.

Die Sackrolli über dem Kopf

Eine weitere Begebenheit brachte einst Angst und Aufruhr in unser sonst beschauliches Dasein. Wiederum war die Nachtschicht der Müllersleute dafür verantwortlich.

Über unserem Schlafzimmer befand sich das Mehllager. Die dünne Facettenverkleidung der Diele war nicht mehr staubdicht. Nachdem schon während des ganzen Sonntagnachmittags die Sackstoßkarren mit den kleinen gusseisernen Rädern über unseren Köpfen hin und her gerollt waren, was infolge des ausgefahrenen Riemenbodens

mit einem steten Rumpeln und Zittern der Wände verbunden war, ging das Spektakel auch in der Nacht weiter. Aus den Ritzen der Holzdecke fiel der Mehlstaub auf die Bettdecken. Dem genervten Vater riss der Geduldsfaden. Auf sein energisches Klopfen mit dem Besenstiel ertönte von oben Gleiches. So wurde klar, dass Bosheit im Spiel war.

«Hermi, blieb do, gang ned ufe, i ha Angst.» Doch Hermi hörte nichts mehr. Oben blieb es vorerst ruhig. Doch als er die Diele querte, hörten wir, wie er ausrief.

An den scharrenden Geräuschen von Füßen erkannte man bald, dass oben gekämpft wurde. Der dumpfe Aufschlag eines Körpers ließ Böses erahnen.

«Hermi, hesch der weh gmacht? Wer esch dobe gsi?»

«De Kyburz.»

Mehr war nicht aus ihm rauszubekommen. Obermüller Kyburz war ein starker Mann, beträchtlich größer und schwerer als Vater. Zudem stieg er auch bei Schwingfesten «i d'Hose».

Vater schwieg sich über diese Nacht aus. Ich weiß auch heute noch nicht, welchen «Schlungg» Kyburz damals ansetzte, um Vater «zu bodigen».

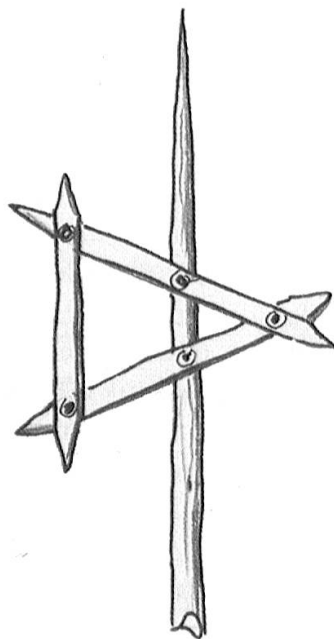
Beide Kontrahenten waren von da weg geschiedene Leute. Auch die kleinen gesunden Täubchen, die ab und zu dank dem vorsorglichen Eingreifen von Kyburz zum Wohl des Taubenschlags auf unserem Mittagstisch landeten, blieben von da an weg.

Altstadt gegen «Schachepure»

Auch das gab es einmal. Ich wurde damit ein erstes Mal konfrontiert, als ich als Zweitklässler im Stadthöfli Bruno Maestri beim gusseisernen Brunnen am Boden kauern sah.

Hammer, Zange und Nägel lagen griffbereit in seiner Nähe. Eben hatte er einen Früchteharass zerlegt und hielt die einzelnen zu einem Dreieck geformten «Lattli» auf Augenhöhe prüfend vor sich.

«Was machsch do?» fragte ich ihn. «En Hellearde», antwortete er. Ich blieb stehen und schaute interessiert zu. Bruno nagelte die Harassleisten an einen fast zweieinhalb Meter langen Teil einer Bohnenstange, ungefähr in dieser Form:



«Was machsch mit der Hellebarde?»

«Met dere gämer de Schachepure uf de Ranze. D’Pelz- und d’Metzgergässler händ Krach mit de Schachepure. Jetz chlöpfts halt.»

Nun wusste ich Bescheid und trat fast ängstlich in die Metzgergasse hinaus. Hier störte allerdings kein Kriegsgeschrei die mittägliche Ruhe. Ich vernahm von Hugo, dass erst am Mittwochnachmittag das Kriegsbeil ausgegraben werde, unten im Schachen bei der «Chrutweie».

Dass sich oben in der Altstadt etwas tat, bemerkte ich bald. Überall in den Gassen sah man kleine Bubengruppen, die sich Kriegswerkzeug herrichteten. Mit wenigen Ausnahmen wurden Modelle, ähnlich demjenigen von Bruno Maestri, zusammenge nagelt. Aber auch mit Nägeln gespickte Morgensterne, Pfeilbögen, Steinschleudern und zügige Peitschen fanden Gefallen.

Gegenüber heute fehlten natürlich die gefährlichen Baseballschläger, denn solche waren weder bei den Sportgeschäften von Werder noch Pfleger erhältlich.

Interessant und einfallsreich war der Bau einer zünftigen Steinschleuder. Eine schön gewachsene Astgabel erhielt Gummistrippen aus einem in Streifen geschnittenen Veloschlauch. Je nach der Stärke der Armmuskeln wurden vier bis sechs Streifen zu einem Bündel zusammengefasst und mit einem dünnen «Hanfzwick» abgebunden. Der Geschosshalter wurde aus dem «Obergschüeh»-Leder eines alten Schuhs kunst-

voll ausgeschnitten und mit den Gummistrippen solid verbunden. Man hätte auch statt der Strippen Schlauchringe ineinander verschlingen können, was schneller ginge, doch dies sei nicht fachmännisch, wurde mir gesagt.

So ausgerüstet, ging es am Mittwoch in den Schachen. Ich hielt mich wohlweislich etwas in den hinteren Reihen auf, denn ich hatte als Mitläufer Angst vor dem Gefecht. Unter den Bäumen der «Chrutweie», in Deckung der großen Stämme, erwarteten uns die «Schachepure».

Plötzlich gingen die zwei Haufen mit wilden Schreien aufeinander los, Freund und Feind waren bald einmal nicht mehr voneinander zu unterscheiden. Ich fürchtete mich vor den großen Buben und versuchte den Schlägern auszuweichen. Als die «Schachepure» zurückweichen mussten, fand ich mich plötzlich fast allein hinter der Front. Nur «Gräf», ein Schulkamerad aus der Pelzgasse, stand noch da mit traurigem Gesicht – er war dem Weinen nahe.

«Was hesch – wer het dr öppis gmacht?»

«Es het mer eine d’Steischlüdere kaputt gmacht – de Gummi verrisse und d’Gable verboche.»

Erst jetzt sah ich das zerstörte Geschirr in seiner Hand. Auch sein alter Aarauer Kadettenhut saß ganz verdreht auf seinem kleinen Kopf.

«Hesch ufne gschosse?»

«Nei, aber i ha welle – do het er’s gmerkt und isch cho.»

Mittlerweile lösten sich die Gegner voneinander. Der Kampflärm verebbte. Wer schließlich gewonnen hatte, wusste niemand genau. Im Bewusstsein, dass man es den andern gezeigt hatte, kehrten die Kämpfer langsam in ihre Quartiere zurück.

Ein kleines Nachspiel an den damaligen Krieg ergab sich rund siebzig Jahre später. Bei einem Ausflug zum Ferienheim Beguttenalp (Niedererlinsbach) suchte ich im Unterholz nach dem Pfefferholz, aus dem die Ferienbuben jeweils die schönen hölzernen Sachen – Blockhäuschen oder die schönen Astgabeln für Steinschleudern – zurecht schnitten. Ich fand kein Pfefferholz, dafür eine schön gleichmäßig gewachsene Gabel. Ich schnitt sie zurecht und nahm sie nach Hause mit. Hier begann ich nach bewährtem Muster eine Steinschleuder zu basteln. Von Velo-Grassi erhielt ich einen gesunden Veloschlauchabschnitt, aus dem sich mit dem scharfen Skalpellmesser die Gummibänder heraus-

schneiden ließen. Die Zeughaussattlerei besorgte mir aus dem Abfall ein weiches gelbliches Kalbfell für den Geschosshalter und Daumenschutz.

Ich muss sagen, dass es am Schluss eine schöne Waffe geworden ist mit einer unheimlichen Durchschlagskraft. An der Klassenzusammenkunft 1996 war es für mich ein besonderes Vergnügen, meinem damaligen Kampfgefährten Albert «Gräf»-Niederer ein schönes Bestecketui zu überreichen. Er staunte nicht schlecht, als er das Etui öffnete und – auf blauen Samt drapiert – die Nachbildung seiner 1929 bei der «Chrutweie» zerstörten Steinschleuder darin fand.

Für einen kurzen Moment wurden seine Augen feucht. Aber dann spannte Gräf den Gummi, und es war ratsam, in Deckung zu gehen. «Gräf» hatte bereits ein Geschoss präpariert – nicht aus Stein, sondern aus einem Stanniolpapier von einem «Schoggitäfeli».